



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Herbsttage in der Eifel : Kultur- und Landschaftsbilder.

4

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die im zweiten Bande zusammengestellten Urkunden sind den Archiven oberitalienischer, schweizerischer und oberdeutscher Städte entnommen und umfassen Tarife, Instruktionen für Gesandte, Gesandtenberichte, Pässe, Privilegien, Beschwerden wegen Verraubung und Ermordung von Kaufleuten, Exekutionsbriefe gegen Schuldner, Schuldverschreibungen, Mahnbrieife, Abrechnungen, Lieferungsverträge, Gesellschaftsverträge. Gut gefallen hat uns eine Verfügung des Dogen von Genua vom 5. September 1441, wodurch der schon zur Flottensteuer eingeschätzte Conradus Alemannus toagiarius (?) pauperrimus vir in Ansehung seiner Armut und der Familienlast, die ihn bedrückt, von jeder Zahlungspflicht befreit wird. Von den beiden schönen Karten ist die zweite eine Gebirgskarte, die erste eine klare und übersichtliche Wegkarte. Zum Schluß noch ein Kuriosum, das in unsrer Zeit der ewig flatternden Festfahnen interessieren muß. Die Florentiner Bankiers, die sich des Konzils wegen in Konstanz niedergelassen hatten, feierten mit ihrer Gefolgschaft das Johannisfest, so gut es in der fremden beinahe nordischen Stadt gehn wollte, nach heimatlichem Brauch mit einer Prozession durch die festlich geschmückten Straßen und in der ebenso geschmückten Kirche. Es war wohl das erstemal in Deutschland, schreibt Schulte, daß der Schmuck der Maien, Blumen und Tücher den Ernst des kirchlichen Umzugs verschönte. An Stelle der kirchlichen Umzüge haben die patriotischen, historischen, Schützen-, Turner-, Sängers- und Radlerfeste den Florentinerbrauch übernommen.



Herbsttage in der Eifel

Kultur- und Landschaftsbilder von Julius R. Haarhaus

4



Wenn ich bei einer „Schönheitskonkurrenz“ der Eifelstädte als Preisrichter meine Stimme abgeben müßte, so würde ich ohne Bedenken die Siegespalme dem freundlichen Montjoie zuerkennen. Es geht dieser Stadt wie der Polin, von der es im Bettelstudenten, wenn ich nicht irre, heißt: „Sie hat von allen Reizen die exquisitesten vereint, womit die andern einzeln geizen, bei ihr als ein Bouquet erscheint.“ In der That hat Montjoie alles, was eine kleine Stadt dem Besucher schön und angenehm macht. Die Lage an der Vereinigungsstelle tiefer, enger Thäler, die günstigen klimatischen Verhältnisse, der Reichtum an krystillklarem Gebirgswasser, die malerische Burgruine, die als ein Denkmal der Feudalzeit den Ort überragt, die imposanten Bürgerhäuser, die schönen

Gärten, die sich terrassenartig an den Berghängen emporziehen, und nicht zuletzt die an prächtigen Spaziergängen und Aussichtspunkten überreiche Umgebung — alles das stempelt Montjoie zur Krone des Eifellandes. Die Geschichte der andern Eifelstädte deckt sich gewöhnlich mit der eines sie beherrschenden Dynastensitzes oder Klosters, Montjoie dagegen hat eine Vergangenheit, deren Geschichte unabhängig von der seiner Burg ist. Während rings im Lande fast überall nur ein Scheinleben geführt wurde, während Ackerbau und Gewerbetleiß allerorten danieder lagen, blühte hier ein auf regen Handel und Wandel gegründetes, selbständiges Gemeinwesen, dessen berühmte Tuchindustrien einst den Weltmarkt beherrschten.

Heute freilich ist Montjoies industrielle Machtstellung gebrochen, die großen Manufakturen der niederrheinischen Städte haben seine Fabriken überflügelt, und fast will es scheinen, als sei die Eisenbahn, die sich jetzt an den Abhängen des Hohen Venns, hoch über dem Kurthale, nach Aachen hinzieht, zu spät gekommen, als daß sie der so lange vergessenen Stadt ein neues, erfolgreiches Eingreifen in den friedlichen Wettstreit der begünstigtern Schwestern ermöglichen könnte. Seit dem Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts ist die Einwohnerzahl auf die Hälfte zurückgegangen, eine Erscheinung, die um so bedauerlicher ist, als sie die Neueinrichtung von Fabrikbetrieben, für die in den zahlreichen, zur Zeit leerstehenden Gebäuden ausreichender Raum vorhanden wäre, erschwert, wo nicht ganz undurchführbar macht. Es wird, nach den anderwärts gemachten Erfahrungen zu schließen, wahrscheinlich unmöglich sein, die nötigen Arbeitskräfte wieder nach Montjoie zu ziehen. Auch die höchsten Arbeitslöhne und die in diesem Orte gebotne Gelegenheit, schöne Ersparnisse zu machen, vermögen gegen die Anziehungskraft der Großstädte und ihrer materiellen Genüsse nichts auszurichten. Neuerdings hat ein Elberfelder Fabrikant in Montjoie eine Seidenmanufaktur gegründet, die etwa dreihundert Arbeiterinnen beschäftigt. Es sind dies jedoch durchweg Töchter ortsanfässiger Kleinbürgerfamilien. Nach Arbeitskräften männlichen Geschlechts würde er, wie man mir sagte, in Montjoie vergeblich gesucht haben.

Wenn auch noch einige der alten Fabriken in Thätigkeit sind, so ist deren Produktion doch ziemlich belanglos. Man will sie nicht stillstehn lassen, um sie nicht ganz zu entwerten, hofft vielleicht auch noch auf eine Besserung der Verhältnisse. Aber verdient wird dabei so gut wie nichts; die alten Fabrikantenfamilien zehren, wie sich ein genauer Kenner der Lage mehr treffend als geschmackvoll ausdrückte, „von ihrem eignen Fett.“ Man kann sich einer wehmütigen Empfindung nicht erwehren, wenn man an den mächtigen Fabrikgebäuden vorüberwandert. Mit ihrer vornehmen und soliden Bauart, den hohen französischen Dächern und den langen, fensterreichen Fassaden sind sie, ganz im Gegensatz zu den nüchternen Fabrikanlagen der Neuzeit, eine Zierde der Stadt, es sind im Grunde genommen ja auch Patrizierhäuser, die sich von den Wohnhäusern ihrer Besitzer nur durch Größe und innere Einrichtung unterscheiden. An den steilen Abhängen der das Thal einschließenden Berge

gewahren wir heute noch die langen, nach Art der Weinberge untermauerten, durch Treppen verbundnen Terrassen, die einst die hölzernen Rahmen zum Trocknen der Tuchstücke trugen. Es muß einen seltsamen Anblick gewährt haben, wenn die Berge rings umher mit farbigen Tüchern wie mit Flaggenquirlanden umkränzt waren. Es war eine Musterkarte im größten Stil, die den fremden Besucher schon bei seinem Eintritt in die Stadt über die Art und Bedeutung der Textilindustrie Montjoies belehrte.

Man wird vergebens einen Punkt in der Umgegend suchen, der einen Gesamtüberblick über die Stadt böte. Sie hat sich bei ihrer Ausdehnung den Krümmungen des Rurthals und des Laufenbachthals anpassen müssen, die beide durch vorspringende Felsen eingeengt und an einzelnen Stellen scheinbar gänzlich abgeschlossen sind. Für die Häuser war wenig Platz vorhanden, sie scheinen bald an die Bergwand angeklebt zu sein, bald, von kühnen Unterbauten gestützt, über dem Flusse zu hängen. Stockwerk ist auf Stockwerk getürmt; Treppen, Brücken und Stege stellen die Verbindung mit der Straße her, die, in den Felsen gesprengt und gehauen, bald steigt und bald wieder fällt. Gerade die älteste und interessanteste Häusergruppe, die in dem zur Aukirche gehörenden Stadtteile liegt, ist im Jahre 1877 einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen, aber auch noch heute gilt Montjoie mit Recht für eine wahre Fundgrube malerischer Architekturmotive. Hohe Giebel mit altertümlichen Wetterfahnen, zierliche Türmchen und Erker, reich ornamentierte Thür- und Fensterrahmen, phantastisch geformte Wasserspeier, das alles sind Einzelheiten, die uns in veränderter Gestalt immer wieder begegnen. Besonders schön ist das Christoffelsche Haus mit seinem Wappenschmuck, doch fehlt es auch sonst nicht an Monumentalbauten von höchst gediegener Pracht. Fast überall hat sich der alte, schlicht vornehme Hausrat erhalten, und in jedem bessern Bürgerhause begegnen wir Möbeln aus der Barock- und der Rokokozeit und namentlich aus der Zeit Ludwigs XV. In meinem Hotelzimmer fand ich Spiegel, Schränkchen und Tische, die jedem Kunstgewerbemuseum zur Zierde gereichen würden. Gute Kupferstiche der französischen Schulen und englische Farbestiche verrieten, daß die frühern Bewohner des Hauses Kunstsinne gehabt und mit der großen Welt in Verbindung gestanden hatten.

Wie schon angedeutet worden ist, liegt auch in Montjoie der Bahnhof weit außerhalb der Stadt. Wenn man nicht vorzieht, den langgezogenen Schleifen der bequemen Landstraße zu folgen, kann man auf einem sehr steilen Fußwege in kürzerer Zeit zur Station gelangen und dann, eine Zeit lang auf der Höhe hinwandernd, die abwechslungsreiche Aussicht auf das zerklüftete Rurthal und das Hochplateau genießen, das man, wenn man von Gemünd gekommen ist, passiert hat. Die Abdachung des Hohen Venns, auf der der Bahnhof liegt, hat annähernd dieselbe Höhe wie das Land jenseits der Rur und des Laufenbachs. Wer sich also von Nordwesten der Stadt nähert, sieht die ganze Gegend als ununterbrochne Hochfläche vor sich liegen und bemerkt Montjoie erst in dem Augenblick, wo er den Rand des Vennplateaus erreicht

und nun plötzlich vor dem tiefen Abgrunde steht, aus dem ihm die hellen Schieferdächer entgegenschimmern. Ganz in der Ferne, in südöstlicher Richtung, erkennt man Höfen mit seinen weit verstreuten Häusern und dem spitzen Kirchturm. Den Horizont schließt die schöne, sanftgewellte Linie des großen Forstes ab, der die Wasserscheide zwischen Kur und Oes krönt. Weniger großartig als diese Fernsicht, aber lieblicher ist der Blick auf den Berghang des linken Laufenbachufers. Dort wechselt Gartenland mit grünen Matten, auf denen Kühe und Ziegen weiden. Aber dieses idyllische Bild erhält nach rechts zu einen wildromantischen Abschluß: auf jäh abfallendem Felsen, gerade über der Stadt, droht ein mittelalterlicher Wartturm, der Haller. Setzen wir unsre Wandrung in südlicher Richtung fort — ein Weg, der auch dem Botaniker reiche Ausbeute liefert und namentlich wegen der hier vorkommenden neun Arten Farne beachtenswert ist —, so gelangt man zu dem mit herrlichen Fichten bestandnen Burgberge.

Das alte Schloß, von dem noch sehr ansehnliche Ruinen vorhanden sind, dürfte um die Mitte oder gegen das Ende des elften Jahrhunderts erbaut worden sein. Es gehörte ursprünglich dem altangesessenen Geschlechte derer von Montjoie und kam zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts an das Süllichsche Herzoghaus, in dessen Besitz es mit kurzen Unterbrechungen — es wurde z. B. einmal an Reinhard von Schönforst verpfändet — verblieb, bis es im Süllichschen Erbfolgestreite an Pfalzbayern kam. In den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts wurde es dann von den Franzosen nach heftiger Gegenwehr der Besatzung erstürmt und zerstört. Auf Anregung des Kaisers hat die Stadt neuerdings die schöne aber sehr baufällige Ruine aus Privatbesitz erworben. Zu den Kosten des Ankaufs und der Restaurierung sind aus der Kaiserlichen Schatzkammer 5000 Mark und von der Provinz 7000 Mark beige-steuert worden. Zur Zeit ist man damit beschäftigt, die baufälligen Mauern zu stützen und die durch Schutt versperrten Zugänge wieder passierbar zu machen. Der gewaltige, in zwei Stockwerken mit gewölbten Räumen versehene Bergfried ist schon restauriert und mit einer Plattform ausgestattet worden. Auf der untern Bergterrasse, aber noch innerhalb des Mauerkranzes, liegen einige vollständig erhaltne Burgteile, die heute als Hospital dienen. Daneben steht die zur Zeit als Heumagazin benutzte Burgkapelle.

Die Aussicht vom obern Burghofe über diese Gebäude hinweg auf die Stadt und die sie umkränzenden Berge ist unvergleichlich schön. Aus der Vogelperspektive gesehen präsentieren sich all die Dächer, Türmchen und engen Höfe als chaotisches Gewirr, worin sich das Auge nur langsam zurechtfindet. Jenseits des Thales auf dem Berggrücken gewahrt man den Friedhof, dessen zierliche neue Kapelle freundlich zu uns herübergrüßt. Treten wir an den besonders steil abfallenden westlichen Abhang des Schloßberges, wo ein schwalbennebartig an der Umfassungsmauer klebender Steinbalkon zur Ausschau einladet, so schauen wir auf die Burgaue hinab, den obern, an industriellen Anlagen besonders reichen Teil des städtischen Weichbilds.

Im Burghofe waren hölzerne Buden und Zelte aufgeschlagen. Guirlanden aus Tannengrün und Herbstblumen deuteten auf eine frohe Feier. Die Schützengesellschaft von Montjoie, die sich den Schloßzwinger als Schießstand eingerichtet hat, begeht alljährlich um diese Zeit ihr Schützenfest auf der Burg, und die vielen rings umher verstreuten leeren Flaschen verrieten, daß man über den heiligen Sebastian auch Bacchus und Gambrinus nicht vernachlässigt hatte. Ein Scheibenschießen bürgerlicher Schützen, das innerhalb der Mauern eines Feudalschlosses gefeiert wird, entbehrt keineswegs einer tiefern Bedeutung. Der große Umschwung, den die Erfindung des Schießpulvers auf allen Gebieten des Lebens hervorrief, kann durch nichts ausdrucksvoller gekennzeichnet werden. Wir wissen, daß mit der Erfindung der Schußwaffen die Sterbestunde des auf persönliche Kraft und Gewandtheit begründeten Rittertums geschlagen hatte. Der Edelmann, zugleich Schirmherr und Unterdrücker der ihm unterthänigen Bürger, stieg von seinem Felsenest ins flache Land und wandte seine Fürsorge nun den Bauern zu, die er zu sich in ein ähnliches Abhängigkeitsverhältnis, wie früher die Bürger, zu bringen wußte. Verspürte er noch Neigung zum Waffenhandwerk, so nahm er Kriegsdienste in der Armee irgend eines fürstlichen Herrn. Aber jetzt entschieden über den Ausgang eines Kampfes andre Kräfte als vordem, Mut und Fertigkeiten des Einzelnen spielten nur noch eine untergeordnete Rolle: die Intelligenz triumphierte über die physische Kraft. Mit der Notwendigkeit, sich der eignen Haut zu wehren und Hab und Gut gegen die drohenden Überfälle eines neidischen Nachbarn zu sichern, schwand auch das Bedürfnis, sich in friedlichen Zeiten in dem Gebrauche der Waffen zu üben. Helm und Schild rosteten in der Halle oder im Ahnenaal, und der Lärm der Turniere verstummte. Nun setzten die frei gewordenen Bürger den Wettstreit in dem Gebrauche der Waffen fort, aber sie wählten hierzu bezeichnenderweise Fernwaffen: die Armbrust und die Büchse, die einzigen Gewehre, die der Kampfweise der neuen Zeit noch entsprachen, und die eine Beteiligung vieler beim Kampfspiele zuließen. An alles das mußte ich denken, als mich der alte Burgwart auf die Schießscheibe im Zwinger aufmerksam machte. Er that dies in einem wenn nicht geringschätzigen, so doch halb bedauernden, halb entschuldigenden Tone, gerade als ob er im Grunde seines Herzens die ganze Schießerei dort oben für eine Profanierung „seiner“ Burg halte. Ob sich der feudale Geist, der einst in diesen Mauern herrschte, wohl in der Seele des Greises eine Heimstätte gesucht hat?

Draußen vor dem Burghofe fiel mir ein vom Alter geschwärztes hölzernes Kreuzifix wegen des eigentümlichen Schmuckes auf, mit dem fromme Hände es behängt hatten. Allerlei herbstliche Beeren, rote Vogelkirschen, schwarzblaue Schlehenfrüchte, wachsgelbe Kirschäpfel und leuchtende Hagebutten waren zu langen Schnüren und Ketten vereinigt, schlangen sich um den Gefreuzigten und hingen als Guirlanden vom Schutzdache bis zur Erde hinab. Hatte ein kindlich frommes Gemüt diese schöne Zier erfunden, oder lag diesem Opfer ein uralter Brauch zu Grunde, der vielleicht noch aus der Zeit her-

rühren konnte, wo die einstigen Herren dieses Landes, die Römer, die Priaposhermen ihrer Gärten und Acker mit Fruchtguirlanden umwanden?

Den Nachmittag benutzte ich zu einer Wandrung südlich von der Stadt. In der Burgaue überschritt ich die Kur und stieg durch den Fichtenwald zur Höhe empor. Von hier aus bietet sich dem Auge eine umfassende Fernsicht über das Hochplateau des Hohen Venns. Gewöhnlich liegt über dieser unwirklichen Moorfläche eine dichte Nebelschicht, heute war jedoch die Luft so klar, daß ich bis zum Horizont alle Einzelheiten deutlich zu erkennen vermochte. Das Dörfchen Mützenich lag, hell von der Sonne beschienen, gerade vor mir; nach Westen und Südwesten zu wechselten unabsehbare Strecken braunen Oblands mit grünen Wäldern. Wo sich die Kur in weiter Ferne zwischen den leichtgewellten Höhenzügen verliert, liegt die höchste Erhebung des ganzen Geländes, die 695 Meter hohe Botranche. Das Kurthal oberhalb Montjoies und das Thal des Perlenbachs, der hier in die Kur mündet, zeigen genau denselben landschaftlichen Charakter wie das Urftthal bei Gemünd. Auch hier springen bei jeder Krümmung des Flußbetts schroffe Schieferfelsen weit ins Thal vor. Die meisten sind dank der Bemühungen des ungemein thätigen Verschönerungsvereins zugänglich gemacht und mit einfachen Sitzbänken versehen worden. Von der Thalsole aus kann man diese unter Lammengrün halb versteckten Auslugen leicht an den weiß-roten Fähnchen erkennen, die überall lustig flattern, wo es etwas Schönes zu sehen giebt.

Was die Spaziergänge in dieser Gegend so anziehend macht, ist der fortwährende Wechsel von friedlicher Waldeinsamkeit und wilder Felsromantik. Ich schritt auf der glatten braunen Nadelnschicht des Fichtenhains wie auf einem Parkettboden dahin. Hier und da fiel ein Strahl der sich zum Horizont neigenden Sonne durch das Waldesdüster. Dann glühten die Stämme wie von bengalischem Rotfeuer beschienen, und die Fliegenschwämme, die hier mit andern, schwefelgelben Pilzen vereint in ganzen Gruppen standen, leuchteten so verlockend, als hätten sie darauf abgesehen, den Wandrer zu bethören. Und wenn ich dann an eine Lichtung kam und auf die Steinkanzel der Engelsley, der Teufelsley, und wie die Felsen alle heißen mögen, hinaustrat, dann lag das stille Thal mit seinem smaragdgrünen Wiesenrunde, längst schon von den Bergen des andern Ufers beschattet, zu meinen Füßen, das Murmeln des Wassers drang zu meinem Ohre herauf, und rings über den Höhen flimmerte das warme Licht, als könne der köstliche Herbsttag nie zu Ende gehn.

Berauscht von all dem Schönen, das ich hier oben genossen hatte, stieg ich ins Perlenbachthal hinab, wo das eiskalte Wasser schon eine empfindbare Kühle verbreitete. Der Perlenbach hat seinen Namen von den darin gefundenen Flußperlmuscheln, deren Fang während der kurpfälzischen Herrschaft ein Regal der Regierung war. Wie eifersüchtig diese über ihren kostbaren Besitz wachte, ergiebt sich schon aus der drakonischen Verordnung, daß jeder, der beim Muschelsuchen ertappt werden würde, ohne Pardon aufgeknüpft werden sollte. Heute kann man ohne sonderliche Anfechtungen am Ufer des muntern Bachs spazieren

gehn, denn die juwelenspendenden Muscheln sind längst verschwunden. Wo sich das Thal, kurz vor seiner Vereinigung mit dem Kurthale, verbreitert, führt die Landstraße in einem großen Bogen am Abhange des linken Bachufers entlang. Zur Rechten öffnet sich eine trichterförmige Mulde, deren üppige Grasvegetation mir verriet, wie wenig die Sonne in diesem von hohen Bergen eingeschlossenen Kessel zu wirken vermag. In der That waren hier Gras und Moos noch naß vom Tau der letzten Nacht. Die treffliche Beschaffenheit der Weide schien sogar einer Herde Rinde, die gerade vorübergetrieben wurde, aufzufallen. Wie auf Verabredung verließen die Tiere plötzlich die Chauffee und eilten den Abhang hinab. Die beiden Treiber hatten die größte Mühe, ihrer Schutzbefohlenen wieder habhaft zu werden. Wenn sie glücklich einen der Ausreißer auf die Straße zurückgetrieben hatten, ging ihnen ein anderer wieder durch. Dieses für den Unbetheiligten höchst ergötzliche Schauspiel, das bei der amphitheatralischen Form der Bühne eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Stiergefechte hatte, nahm erst ein Ende, als einige Waldarbeiter den verzweifelten Rinderhirten zu Hilfe kamen.

Auf meiner doch mehrstündigen Wandrung war ich keinem einzigen Spaziergänger begegnet, obgleich das herrliche Herbstwetter meiner Ansicht nach doch jeden, der, unbehindert durch dienstliche Pflichten und Geschäfte, über seine Zeit verfügen konnte, ins Freie hätte locken müssen. Daß auch die Einwohner Montjoies gegen den Zauber ihrer Gegend gefeit sind, ist schließlich erklärlich, aber ich hätte doch vorausgesetzt, daß Nachner Naturfreunde den schönen Septembertag zu einem Ausflug in die Berge benutzt haben würden. Abends traf ich im Gasthose allerdings mehrere Fremde. Es waren aber Belgier, die mit ihrem Automobilwagen die nordwestliche Eifel durchfuhren und in Montjoie über Nacht blieben. Je mehr man sich der belgischen Grenze nähert, desto häufiger begegnet man übrigens dem Automobil, für das man im Lande König Leopolds mindestens ebenso zu schwärmen scheint wie in Frankreich. Das neue Vehikel, das ich späterhin noch in allen denkbaren Typen zu sehen Gelegenheit hatte, entspricht zur Zeit noch keineswegs dem Ideale, das sich der Laie von einem solchen Beförderungsmittel zu machen geneigt ist. Es scheint fast, als hätten es diese häßlichen, polternden und übelduftenden Fahrzeuge darauf angelegt, zum mindesten drei menschliche Sinne zu kränken. Ihre Gestalt beleidigt das Auge, ihr Stoßen und Prusten das Ohr, und der hinter ihnen herziehende Benzingeruch die Nase. Daß sie gelegentlich auch das Gefühl der Lenker und Passagiere verletzen, konnte ich aus dem Gespräche der belgischen Tischgenossen entnehmen, das sich hauptsächlich um allerlei unvorhergesehene Erlebnisse während der Automobilfahrt drehte. Wenn ich dem Sportlatein der braven Leute trauen darf, so gehören Schürfungen, Quetschungen, Arm- und Beinbrüche zum Programm einer genußreichen Fahrt.

Das reizende Montjoie verließ ich mit schwerem Herzen. Ich muß gestehn, daß ich bisher in keinem fremden Orte so schnell heimisch geworden bin wie in der gemüthlichen Kurstadt. Die Reise nach Malmedy, meinem nächsten

Ziele, war für mich überreich an neuen Eindrücken. Nicht nur, daß sich der Charakter der Landschaft wesentlich veränderte; auch die Bevölkerung zeigte plötzlich ein völlig neues Gepräge: ich sah mich auf preussischem Grund und Boden von Angehörigen der großen romanischen Völkerfamilie umgeben. In der sattelartigen Einsenkung zwischen dem Hauptkerne des Hohen Venns und dessen nordöstlichem Ausläufer steigt die Bahn bis zum Kurbette hinab, überschreitet dieses mehreremale und zieht dann auf dem rechten Ufer bis zur Station Sourbrodt, dem ersten Orte mit wallonischer Bevölkerung, weiter. Die Fichtenwälder treten mehr und mehr zurück, sogar die Wiesen am Flusse werden immer dürrtiger, und eine unabsehbare langsam ansteigende Heidefläche, deren gleichmäßige Färbung nur durch schwarze Torfgruben unterbrochen wird, breitet sich vor dem Auge des Reisenden aus.

Der Kreis Malmedy, zu dem diese Gegend gehört, besteht zu einem vollen Drittel aus Ödland. Er wird in dieser Hinsicht nur vom Kreise Prüm übertroffen, wo zwei Fünftel der gesamten Bodenfläche mit Heide und Ginster bedeckt sind. In der historischen Zeit ist das Hohe Venn allerdings immer ein baumloses Hochmoor gewesen, aber die vielfach in den Torf eingebetteten riesigen Eichenstämme beweisen zu Genüge, daß in früheren Perioden hier die herrlichsten Wälder gestanden haben. Seit dem Jahre 1877 ist für die Aufforstung manches geschahn, die Regierung hatte sogar einen besondern „Vennfonds“ ausgeworfen, dessen Nutznießung für den angedeuteten Zweck jedoch nach den Bestimmungen mit dem nächsten Jahre erlischt. Sind auch inzwischen sehr weite Strecken Landes mit Fichten bepflanzt worden, so reichen diese jungen Wälder doch noch nicht hin, den öden und melancholischen Grundcharakter der Gegend wesentlich zu mildern. Die Aufforstung kann man hier übrigens bei weitem nicht so leicht bewerkstelligen wie in den übrigen Teilen der Eifel, da der Boden, um wärmeaufnahmefähig zu werden, einer gründlichen Entwässerung bedarf. Bemerkenswert ist es, daß die Hochfläche des Venns bis vor sechzig Jahren herrenloses Land war, dann aber den benachbarten Gemeinden zugeteilt wurde. Das Heidekraut wird als Streu benutzt; mit dem Torf, der feuchter und schwerer als der Lüneburger sein soll, weiß man indes nichts anzufangen. Dagegen hat das Land in seinem Reichtum an Preiselbeeren einen Schatz von volkswirtschaftlicher Bedeutung. Besondere Genossenschaften (eine in Kalterherberg, eine in Weismes) haben die Verwertung der meist von Kindern gesammelten Beeren in die Hand genommen und können alljährlich mehrere tausend Mark an ihre Mitglieder abführen. Bei meinem Besuche in der dortigen Gegend war die Ernte gerade in vollem Gange. Für das Kilo wurde der doch gewiß ganz gute Preis von 44 bis 48 Pfennigen bezahlt.

In Sourbrodt kamen wallonische Bauern in mein Coupé. Es ist ein kräftiger, untersehter Menschenschlag mit dunkeln Haar und dunkeln Augen. Die Intelligenz und Regsamkeit, durch die sie sich von ihren vlämischen Nachbarn vorteilhaft unterscheiden, waren auf den ersten Blick zu erkennen. Die

Männer trugen den nationalen blauen Leinwandkittel, der sich auch bei den Fuhrleuten am Niederrhein eingebürgert hat, die Frauen als letzten Rest einer früher gewiß recht kleidsamen Tracht einen seltsam geformten Strohhut, an dessen Rückseite ein weißer Schleier, wie man ihn an den Tropenhelmen unsrer Kolonialtruppen sieht, bis über den Nacken der Trägerin hinabhing. Die vordere Seite des topfartigen Hutes war mit einem handbreiten Streifen lebhaft gefärbter Leinwand oder Seide geziert, dessen beide Enden jedoch hinten nicht wieder zusammentrafen, sondern rechts und links, etwa über den Ohren, an das Strohgeflecht festgeheftet waren. Die Deutchen unterhielten sich, ganz im Gegensatz zu den wortkargen deutschen Eifelbauern, sehr lebhaft und schnell; ich erstaunte über die Länge der in monotonem Tonfall hervorgestoßenen, am Ende sich hebenden und in eine langgezogene Silbe ausklingenden Perioden, die nie durch Einwürfe der andern unterbrochen wurden.

Auch das Mienenpiel und die Gesticulation waren lebhaft, jedoch bei weitem nicht so ausdrucksvoll wie bei andern Romanen, z. B. den Italienern. Von der Unterhaltung vermochte ich nur wenig zu verstehen; das Wallonische, ein französischer Dialekt, ist reich an fremden, namentlich keltischen Elementen, über deren Ableitung sogar unter gewiegten Romanisten vielfach Meinungsverschiedenheit herrscht. Bemerkenswert ist, daß im wallonischen Alphabet neben den Buchstaben *c* und *v* genau wie im deutschen auch *k* und *w* vorkommen. Auf meine in französischer Sprache an die Reisegefährten gerichteten Fragen antworteten diese sehr zuvorkommend in reinem Französisch und später, als sie erfahren hatten, daß ich kein Belgier, wie sie vermutet hatten, sondern Deutscher sei, in ebenso reinem Deutsch, dessen Klangfarbe jedoch zeigte, daß es nicht aus deutschem Munde kam. In den Schulen der preussischen Wallonie wird, wie mir ein junger Bauer, der im vorigen Jahre vom Militär zurückgekommen war, mitteilte, in deutscher Sprache unterrichtet. Nur für die Religionsstunden ist das Französische als Idiom des Gottesdienstes beibehalten worden. In den entlegnern Teilen des Hohen Venns und in den der Grenze benachbarten Ortschaften verlernen die Leute ihr in der Schule gelerntes Deutsch zwar bald wieder, da es ihnen an Gelegenheit fehlt, deutsch zu sprechen, was indes nicht verhindert, daß sie sich als gute Preußen fühlen und um alles in der Welt nicht für Belgier gehalten sein wollen.

Die Bauart der wallonischen Häuser ist nicht wesentlich von der der deutschen verschieden, nur sind die Gehöfte fast durchweg mit hohen Buchenhecken zum Schutze gegen die rauhen Winde umgeben. Das Dorf Sourbrodt ist übrigens deshalb von einigem Interesse, weil von hier aus eine kleine, von den Soldaten „der feurige Elias“ genannte Militärbahn nach dem nahen eine Quadratmeile großen Artillerieschießplatz Eisenborn führt, die die Bestimmung hat, die zur Verpflegung der während der Sommermonate hier lagernden Soldaten (etwa fünftausend) nötigen Lebensmittel herbeizuschaffen.

Bei dem Dorfe Weiwerz überschreitet die Bahn das Flüsschen Warche und biegt dann im rechten Winkel nach Westen, wo sich zwischen Faymonville

und Weimes die Nebenbahn nach Malmedy abzweigt. Hier sind die Berghänge wieder bewaldet, verflachen sich mehr und mehr und umschließen endlich eine breite Thalmulde, die mit dem Warchethale zusammentrifft. Dort liegt, gegen Nord- und Ostwinde geschützt und von grünen Wiesen umgeben Malmedy, die Hauptstadt des preußischen Wallonenlandes.



Das preußische Kadettenkorps als gelehrte Schule

(Schluß)



ie Kommandeure der Hauptanstalt, Oberstleutnants oder Obersten, die als Generalmajor häufig auch Kommandeur des Kadettenkorps werden, sind fast ohne Ausnahme sehr tüchtige Offiziere, die eine glänzende Karriere machen und oft bis zum Generalleutnant oder noch höher aufsteigen. Ich habe den größten Respekt vor ihrer Berufsbildung, ihrer Thatkraft und vorbildlichen Haltung und erkenne willig an, daß ein solcher Mann beurteilen kann, ob ein Lehrer schlaff oder energisch, anregend oder langweilig, in manchen Fächern auch ob er im einzelnen Falle klar oder unklar ist. Das ist aber doch nur eine Seite der Sache und kann nicht ausreichen. Es gehört noch viel mehr dazu, wissenschaftlichen Unterricht zu beurteilen, nämlich ein ziemlich hohes Maß allgemeiner Bildung und ein Umfang positiver Kenntnisse, wie man beides wohl an einem Roon und einem Moltke bewundert hat, wie es sich aber unbedingt nicht bei allen Generalen findet, die es auch gar nicht brauchen. Kann ich denn z. B. die schulmäßige Darstellung der französischen Revolution in U II wirklich beurteilen, wenn mir nicht der gesamte Stoff in seinen tiefen Zusammenhängen vollkommen gegenwärtig ist? Von Fragen des Verfassungs- und Wirtschaftslebens gar nicht zu reden. Nein, der anspruchsvolle Dienst im Heere, der mindestens noch für den Hauptmann große physische Anstrengungen mit sich bringt, die immer feinere Ausgestaltung der Kriegswissenschaft, der beständig wachsende Umfang der Aufgaben der Heeresverwaltung lassen den Offizieren wahrlich wenig Zeit, Fächer allgemeiner wissenschaftlicher Bildung dauernd und tief zu pflegen. Man bedenke auch, daß in Groß-Lichterfelde in etwa 36 Klassen gegen sechzig Personen unterrichten, und das in zehn Fächern. Welche kleinen Teile der Jahrespensä sollen da den inspizierenden Vorgesetzten in den Unterricht einführen und ihm eine Übersicht bieten? Dazu kommt noch die Selektä; ihre Leitung hat zwar der etatsmäßige Stabsoffizier, sie gehört aber doch auch zur Hauptkadettenanstalt und ist mit unter deren Kommandeur gestellt. In der Beurteilung der verschiedenen Persönlichkeiten selbst werden nun allerdings höhere Offiziere durch ihre große Übung ungemein unterstützt.

Ich habe schon oben von irrigen Grundanschauungen bei den Militärlehrern gesprochen. Noch mehr fast treten sie bei manchem Kommandeur des Kadettenkorps hervor. Wie sollte es auch anders sein, wenn ein Mann erst